

Heimwelt

Unterhaltungsbeilage des Vorwärts

Der Brief der Toten.

Von Paul Dobert.

Die Frau war gestorben und der Witwer stand vor dem großen Schrank, in dem sie ihre Kleider, Hüte und persönliche Wäsche aufbewahrt hatte. Sein Blick ruhte wohlgefällig auf dem sorgsam geordneten reichen Bestand an Toiletten- und Wäschestücken — der echt hausfrauliche Charakter der Toten sprach sich auch hierin aus. Manche Stücke der Leibwäsche schienen noch gar nicht benutzt zu sein, eine rührende Sparfameit, die jetzt keinem recht nutzen konnte. Kinder hatten sie nicht gehabt, das Erbe fiel also an den Mann, und wie er vor diesem Nachlaß stand, drängte sich ihm gleich der Zweifel auf, ob Nanny, sein Verhältnis, wohl von diesen Sachen Gebrauch machen würde. Sie hatte vor dem Tode so große Angst, daß ihr auch alle Gegenstände, die mit einem Verstorbenen zu tun gehabt hatten, höchst widerwärtig waren. Also mußte dieses alles verkauft werden. . .

Ehe er den Schrank wieder verschloß, wollte er aber doch noch sich vergewissern, daß keine Gegenstände etwa von besonderem materiellen oder persönlichen Wert sich in dem Nachlaß befanden, die zu veräußern peinlich gewesen wäre. Er holte sich einen Schemel und stieg hinauf, um das oberste Fach des hohen Schrankes abzutasten. Von links nach rechts. Da lagen in geordneter Reihe die Sommer- und Winterhüte, eifliche Hutnadeln, künstliche Blumen, Federn, Knöpfe. . . den Boden des Faches bedeckte weißes Papier, Altformat, wie er es zu benutzen pflegte. Pöflich fühlte er in der rechten Ecke, daß unter dem Papier doch etwas verborgen lag. Sein erster Gedanke war: Sparkassen- oder Bankkontobuch. Aber das war ja wohl ausgeschlossen; Vermögen und Schmuck hatte sie in einem Geheimfache seines Geldschrankes aufbewahrt.

Behutsam holte er das unbekannte Etwas unter dem Papier hervor: es war ein flaches Päckchen, fein säuberlich verschnürt. Als er die Schnur löste und den Papierumschlag entfernte, kam ein steifer Hefideckel zutage. Er schlug ihn auf und sah einen Brief vor sich, der die Aufschrift trug: „Von meinem Manne nach meinem Tode zu öffnen“.

Jetzt war schon ein gewisses Zittern der Erwartung in den Händen des Mannes. Er wollte kurzerhand das Kuvert aufreißen, aber es erwies sich als äußerst widerstandsfähig: Papier mit Stoffeinlage. Er stieg vom Schemel herunter und trug den Brief in sein Zimmer zum Schreibtisch, wo er ihn mit einer Papierschere aufschnitt.

Alle Wetter, das waren ja die Briefe Nannys, von ihr geschrieben, wenn sie im Sommer einige Wochen an der See gemeilt hatte. Wie waren diese Briefe, die er doch so sorgsam gehütet hatte, und die seiner Meinung nach sicher in einem Geheimfache des Geldschrankes geborgen waren, in die Hände seiner Frau gekommen?

Und wieder bewunderte er die peinliche Ordnung der Gattin. Die Briefe von jedem Jahrgange (von ihm nach dem Lesen in das Fach geschleudert) waren zusammengebunden und ein Zettel unter das Band geschoben, auf dem Ort und Jahr zu lesen war. — Kolberg 1908 — Binn 1909 — Zoppot 1910 usw., bis in das zweite Kriegsjahr konnte er so Nannys Sommerreisen verfolgen. Dann war sie zu Hause geblieben, und nach dem Kriege hatte er sie begleitet — auf Gebirgswanderungen, die er — wie er damals seiner Frau gesagt hatte — seiner Frau nicht zumuten konnte. Deshalb hatte er Frau Anna nach Kolberg, Binn und Zoppot geschickt und war mit Nanny losgezogen.

Langsam hob er die einzelnen Päckchen hervor und schichtete sie aufeinander. Eine respectable kleine Säule von Briefen, voll von jenem sentimental-zärtlichen Geschreibsel, das „solche Mädchen“ zu Papier zu bringen pflegen. Als er das letzte Päckchen emporhob, fand er einen offenen Brief von der Hand seiner Frau und er las: „Mein lieber guter Franz! Da Friedrich mir seinerzeit je einen Schlüssel zu den beiden Geheimfächern ausgehändigt hatte, so war es nur natürlich, daß ich die Briefe Deiner Nanny einmal entdecken mußte. Zuerst war ich begreiflicherweise empört. Ich wollte Dich verlassen, die Scheidung einreichen. Dann aber kam das Nachdenken,

und ich bin geblieben. Die ersten Briefe datieren von 1908, ich entdeckte sie aber erst durch einen Zufall, wie das so geht, im Jahre 1912 und fand also gleich die Korrespondenz von fünf Jahren vor. Ich las sie mit einer gewissen Bewunderung — wie einfach ist das Leben für diese vergnügungsfüchtige, junge Welt! Sie genießen die Sonne, ärgern sich über den Regen, bitten noch um etwas Geld — die „Bernsteinkette gefällt mir doch zu sehr“ oder „ich habe hier ein wunderbares altes Spinnrad gesehen, es kostet aber 300 M. — wird Deine Großmut mir diese Summe spendieren.“

Also ich las die Briefe und legte sie wieder an den Platz. Ras im nächsten Jahre die neu hinzugekommenen und so fort, bis der Krieg ein Ende machte, und nun will ich Dir eins gestehen, lieber Franz: Ich habe aus den Briefen der Nanny herausgelesen, daß Du im Grunde Deines Wesens ein lebenswürdiger Charakter bist — dafür spricht schon die lange Zeit des Verhältnisses mit Nanny, dafür auch eine gewisse Nuancierung des Inhaltes ihrer Briefe: Empfindung und Ausdruck werden von Jahr zu Jahr besser.

Daß Du diese lebenswürdige Seite Deiner Natur mir gegenüber nicht so ganz an den Tag legtest, nehme ich Dir nicht übel, da unsere Ehe kinderlos geblieben ist. Ach ja, die kinderlose Frau! Sollte sie nicht von Amis wegen dazu angehalten werden, sich rechtzeitig scheiden zu lassen, um dem Manne eine neue Ehe mit Hoffnung auf Kinderseggen zu ermöglichen? Daß Deinem Verhältnis mit Nanny kein Kind entsprossen ist, hat wohl andere Gründe als die Unfruchtbarkeit der Frau. . . illegitime Kinder sind nicht beliebt.

Ich stelle nun die Daten her: 1903 unsere Heirat, 1903 die ersten Nanny-Briefe. Also fünf Jahre — die ersten fünf — hatte ich Dich. Erinnerst Du Dich noch des Dr. Würdigs, des zynisch-geistreichen Sonderlings, der uns öfter besuchte und einst sagte: „Mehr als fünf Jahre kann ein Mann seiner Frau nicht treu sein. . .“

Dst habe ich daran gedacht, Dich um Nannys Adresse zu bitten (nachspionieren wollte ich Dir nicht). — Wozu? — um sie aufzusuchen, sie kennenzulernen — ihr zu versichern, daß das ehebrecherische Verhältnis in meinen Augen fast eine Ehe darstellte.

Ach, man ist feige, mutios. Ich habe weder Dich um die Adresse gebeten noch sie mir sonst verschafft, aber oft, sehr oft, habe ich mich mit dem Gedanken beschäftigt: nimm die Geliebte zu Dir, gib ihr und ihm die Ruhe, das Köstlichste im Leben. Wenn Ihr mich — bald oder später — begrabt, so werdet Ihr frei, und Ihr könnt Euch heiraten. Soweit ich freilich zu beobachten Gelegenheit hatte, geschieht das meistens nicht, oder die geschlossene Ehe wird unglücklich. Ob es nun bei Dir und Nanny anders sein wird? Ich will es hoffen — denn sie scheint mir trotz allem ein Charakter zu sein, und wenn Du ihr diesen Brief vorgelesen haben wirst — ich bitte Dich, dieses zu tun — wird sie auch mich anders beurteilen, als sie es jetzt tun wird und tun muß in dem vermeintlichen Anklämpfen gegen die legitime Frau. — Ich wünsche Euch Glück, lebe wohl, Deine Anna.“

Wenn Franz Ritter, der erfolgreiche und angesehene Kaufmann, sich beim Lesen dieses Briefes gleichzeitig im Spiegel hätte sehen können, so würde er bemerkt haben, daß sein Gesicht nicht gerade den geistreichsten Ausdruck zur Schau trug. Bei Gott, der Brief ging ihm an die Nieren. Wie scharf diese einfache, anscheinend so stille Frau alles beobachtet hatte, wie sie an Probleme rührte, die wohl jeder verheiratete Mann schon im Kopfe umhergemäht hatte. Bot allem die Frage: Kann ein Mann zu gleicher Zeit zwei Frauen lieben?

Das Lob Nannys freute ihn besonders. Er steckte den Brief zu sich und begab sich zur Freundin. Er war ein guter Rezitator und brachte die Stellen, in denen von Nanny die Rede war, zur besten Wirkung. Nanny war dann auch gerührt und zerdrückte einige Tränen.

Aber als praktische Frau schmiedete sie das Eisen, solange es heiß war. — „Deine Frau will unsere Heirat, also heißt es sich tummeln. Wir heiraten ganz in der Stille, so daß niemand etwas davon merkt. Später — na später, da kräht kein Hahn mehr danach.“ Und Franz ging gehorham, das Aufgebot zu bestellen.

Der Mensch von Weimar.

Nach Beendigung der Napoleonkriege es Mode wurde für Engländer und Franzosen, das vordem verschmähte Deutschland zu besuchen, brachte man das Wort auf: Deutschland sei das Land der Entdeckungen. Man „entdeckte“ nach und nach für die große Welt Weimar, die Schönheit des deutschen Rheins, die Ostalpen, Rothenburg und Nürnberg, bis der erweiterte Verkehr der Neuzeit und die alles verbreitende Presse uns mit der Meinung erfüllten, wenigstens uns Deutschen sei im eigenen Land nichts mehr zu entdecken geblieben.

Daß dem nicht so ist, darüber belehrte mich ein zufälliger Gang durch die Luisenstraße in Weimar.

Man absolviert dort, wenn man zum erstenmal kommt, pflichtschuldig das Goethe-Haus, besucht Schillers Sterbezimmer, erfreut sich an den bunten Vorhängen, die Liszts bescheidene Arbeitsstube schmücken, sitzt sentimental am Borkenhäuschen, durchwandert den Park, bleibt vor der geschlossenen Pforte des Neßche-Archivs stehen und glaubt dann alles gesehen zu haben, was von Weimars großen Erinnerungen wirklich Aufmerksamkeit verdient.

Und ist dann glücklich an einer Sehenswürdigkeit vorbeigegangen, die Weimar zu einem Zentrum in der Welt macht, das es zum zweitenmal nicht mehr gibt.

In aller Stille hat man in Weimar ein Museum der menschlichen Vorgeschichte zusammengetragen, das von keinem anderen übertroffen wird und eines Tages zum Mittelpunkt der gesamten prähistorisch forschenden Welt werden muß.

Was gibt es dort zu sehen? Man höre:

Das Tal der Ilm war schon zur Eiszeit von Menschen besiedelt. In Taubach und Ehringsdorf lebten sie unter ähnlichen Verhältnissen wie die so hochberühmten Urmenschen in Frankreich. Aber während man mit großer Reklame der französischen Urgeschichte das Ohr der ganzen Menschheit zu verschaffen wußte, weiß von den ebenso wertvollen Weimarer Ausgrabungen nur das Häuflein der Facheingeweihten. Und doch sind die wunderbarsten Dinge davon im Städtischen Museum zu sehen. Saal um Saal kann man dort durchwandern und geht dabei von einem Jahrtausend ins andere wie in einer verzauberten Welt. Aber nicht in einer, die mit unverständlichen und daher nur bedrückenden Wundern die Seele verwirrt. Mit größtem Verständnis ist zu Weimar die ganze Urgeschichte des Menschengeschlechts lebendig gemacht. Da ist ein künstlicher Durchschnitt durch den Gang des Urtales geschaffen, um beweisen zu zeigen, wie alt die Schichten sind, in denen die Knochen des Taubacher Menschen von den Ablagerungen, die sich seit der letzten Eiszeit darüber gebildet haben, überlagert werden. Und diese Knochenreste selbst sind eines der ehrwürdigsten Vermächtnisse der Vorzeit. Erschlütert sieht man vor diesen Rinnbäcken eines alten Mannes und eines Knaben, die zu mindestens ebenso alt wenn nicht älter sind als der weltberühmte Mensch von Le Moustier und so wie er der Neandertalrasse, also der ältesten Ureinwohnerschaft von Europa, angehören. In großen schönen Delgemälden ist die Welt dieser Halbtiere heraufbeschworen; sie wärmen sich am Feuer, einer von ihnen zieht zur Jagd aus auf die Nashörner, Auerochsen und Rammuts, von denen prachtvolle Reste um Weimar gefunden wurden. Aber auch in Wirklichkeit ist die Welt dieser ältesten Deutschen wiederhergestellt in einer prachtvollen Sammlung von weißen Feuersteingeräten, welche die ältesten sicher beglaubigten Werkzeuge auf deutschem Boden sind.

Und von dieser Urzeit bis zu den ältesten historischen Tagen und zu den Zeiten der Merowingerfürsten leiten nun Gräberfunde, die man zum erheblichen Teil unter dem klassischen Boden von Weimar selbst entdeckt hat, zum Erleben der Mensch- und Kulturwerdung in einer Anschaulichkeit, die mir in den wichtigsten derartigen Museen in Europa bisher noch nicht entgegengetreten ist.

Man hat hier durch Tausch oder wenn das nicht ging durch Nachbildung eine vollständige Natur- und Kulturgeschichte der Stein- und Bronzezeit zusammengebracht, aus der die Menschwerdung und der lange martervolle Weg der Kultur auch der unempfindlichsten Seele klar werden muß. Ein besonderer Wert kommt hierbei den zahlreich wiederhergestellten Skelettgräbern zu. Sie reichen von der Bronzezeit bis zu den frühhistorischen Tagen, von denen ein Hoddergrab in einer Steinkiste (von Kalbsriehl) das besterhaltene Gerippe dieser Art, das Grab einer thüringischen Fürstin aus Hastleben, das in erstaunlicher Erhaltung wieder aufgestellt ist, mit seinen dreihundert goldenen und silbernen Fundstücken, dem Bernsteinarmband, den massig goldenen Fibeln, Bronze- und Silbergeschalen, dem herrlich geschliffenen grünen Glas einen ganz ungeahnten Einblick in die deutsche Kultur zu Beginn der Völkerwanderungszeit gestattet.

Aber das alles sind noch für die Bildung und die Deffentlichkeit unentdeckte Schätze. Seit 30 Jahren ist hier durch das Zusammenwirken hochherziger Menschen, zumelst aus Stiftungen, ein wahrer Mittelpunkt für die Kenntnis der europäischen Urgeschichte entstanden, der verdient, unter den Weimarer Kulturschätzen mit an erster Stelle genannt zu werden.

A. H. Francé.

Der Ruffnacker.

Von Erna Büsing.

Aufrecht stand er da, der Ruffnacker. Das zu Holz gewordene Selbstbewußtsein, in Menschengestalt geformt. Er war prächtig angestrichen, und sein Gesicht glänzte wie sein polierte Tafeläpfel, die arme Leute sich nie kaufen können. Dabei ruhte sein Körper auf Beinen, die unbedingt eines Parademarsches fähig waren. Da, eines solchen Parademarsches, bei dem kein schnauzwütiger Unteroffizier rufen würde: „Höher die Beine, du Kerl, höher!“ Das Schönste an ihm aber war der Mund. Der war wie die zu Maul gewordene Bier aller Annektionisten. Der Ruffnacker selbst war ganz bezaubert vom eigenen Glanz und sagte sich, nur ich kann etwas bedeuten.

Neben ihm lag auch ein Ruffnacker. Ein einfaches, glattes Ding, so eine Art Zange. Erdacht von einem klugen Kopf, geformt von fleißigen Händen. In ihm waren der Wille von Hand und Kopf zu gemeinsamer Arbeit verschmolzen. Gönnerhaft, so drei Viertel mit Würde durchwachsen, wurde er von dem hölzernen Ruffnacker betrachtet.

Da entwickelte der einfache Ruffnacker seine Pläne. Er sprach von Arbeitsteilung, von gegenseitiger Hilfe, von Gemeinwirtschaft und von der Freude am Schaffen. Der Ruffnacker-Mann jedoch redete mit großen Worten und Wichtigkeit nur von sich. Dabei sah er seinen einfachen Kollegen, der den Arbeitswillen so vieler repräsentierte, höchst geringschätzig an und meinte in einer Selbstverständlichkeit, die allein ihm für solche galt: „Aber es muß für dich doch Ehrensache sein, mich als Autorität zu betrachten.“

„O, ich werde mir durch Arbeit Geltung verschaffen und das Wir in mir, der zusammengefaßte Wille von Köpfen und Händen, bricht allen Widerstand und geht zielsicher seine Bahn,“ antwortete der Zangen-Ruffnacker. „Uns schreckt die Schwere unserer Aufgaben nicht. Im Gegenteil, sie ist uns Ansporn und stille Freude für unseren wagenden Mut.“

„Ach, die Menge, die Allgemeinheit ist stets langweilig,“ gähnte der Mann-Ruffnacker, klapperte mit seinen Zähnen und legte in Schadenfreude über sich selbst: „Ich habe sehr viel Unzuverlässigkeiten in meinem Charakter, allein darum bin ich schon eine imponierende Persönlichkeit.“

Der einfache Ruffnacker kümmerte sich nicht groß um all das Gerede. Er ging an die Arbeit und bewältigte Aufgabe um Aufgabe, das heißt, er knackte Ruß für Ruß. So ließ er die Tatsachen für sich sprechen.

Der vornehme Ruffnacker wurde rot wie ein Puterhahn vor lauter Selbstaufreizung. Er nahm auch nicht eine Ruß, um sie zu zerbeißen, nein, wie sollte er nur, er war einzig und allein gewöhnt, sein Maul zu ruhmredigem Geschrei zu gebrauchen. Darum keifte er jetzt in den schrillsten Tönen und kreischte: „Aber das ist unzulässig, ich, ich kann ja alles viel besser. Ich, ich“ — Da riß die Strippe, die sein Maulwerk zusammenhielt, und der Rinnbäcken fiel ihm tief auf die Brust. Er hatte sich selbst nahezu verschlungen.

Akertat.

Wolkenschwere ächzend über den Feldern ...
Den feuchten Stoppelacker hinan
Reißen zwei stämmige stampfende Bauergäule
Vorwärts den Pflug;
Hinterdrein grobderb der Knecht, —
Hüb! hallo!

Alle Sehnen zucken mir jäh.

Ueber den Riesenacker der Menschheit
Gärt

Wetterbläue, leuchtend, wölbungsgewaltig,
Sturmverklärt.

Am Eisenpfluge die schüttelnde fault;
Jung, tatlustitark
Schreitet die Zeit.

Die Kruste knirscht, bricht, herrisch aufgewühlt;
Jahrtausendzähes Schollenwerk
Stürzt durcheinander.

Wolken wälzen darüber hin ...

Aber droben über den Acherhöhn
Aus graugelagerter Nebelwildnis
Wirt sich kühn

Lichtgroß der Tag.

Die weißen Wolken überall
Schmücken mit blauen Schleifen sich —

Lichtstaunen rinnt —

Saatneu feldert sich grün die Welt.

Franz Diederich

Apparate gegen Schwerhörigkeit.

Der Weltkrieg hat das Heer der Schwerhörigen und Tauben um ein beträchtliches vermehrt, und die meisten von diesen werden wohl schon vor der Frage gestanden haben, ob ihnen etwa durch einen der verschiedenen, oft in marktschreierischer Weise in den Zeitungen angepriesenen Apparate geholfen werden könne. Es ist ohne weiteres verständlich, daß das scheinbar gleichartige Symptom der Schwerhörigkeit, da es einer Reihe verschiedener anatomischer und physiologischer Ursachen entspringt, durch keinen Apparat gleichmäßig zu beheben sein wird, es können durch künstliche Apparate nur die Bedingungen der Schallzuleitung verbessert werden.

Am längsten sind Hörrohre zur Verbesserung des Gehörs bekannt und in weitester Verbreitung im Gebrauch. Bei der Fortpflanzung des Schalles durch Röhren nimmt seine Intensität nur minimal ab, der durch eine Röhre dem Ohr zugeleitete Schall trifft daselbe fast mit derselben Intensität, als wenn der Schall unmittelbar am Ohr erzeugt wäre; die konische Form des Rohres begünstigt die Sammlung und Verstärkung der Schallwellen. So gibt es eine Reihe von Hörrohren verschiedener Form, für deren Auswahl rein subjektive Gesichtspunkte maßgebend sind. Sie dürfen nicht benutzt werden, wenn durch sie Ohrenschmerzen erzeugt oder vorhandenes gesteigert wird. Die größte Rolle in den Ankündigungen spielen wohl die sogenannten „unsichtbaren Hörrohre“; geschieht wird hierbei auf die Eitelkeit der Schwerhörigen spekuliert, und nicht ohne Erfolg. Sie kommen unter den verschiedensten Bezeichnungen in den Verkehr: Gehörapparat (drahtloses Telephon für das Ohr), Gehörtrommel, Gehörpatrone, Hörtrommel, Gehör-Drums u. a. Ihr Wert soll einmal in der Unauffälligkeit, dann aber auch in der Sammlung und Verstärkung der Schallwellen liegen. Als Hörapparate sind sie nicht anzupreisen, denn selbst der Laie muß sich sagen, daß die kleine Öffnung nur wenig Schall sammeln und die Kürze denselben in keiner Weise verstärken kann. Durch die Einführung solcher Gehörpatronen können unter Umständen Verletzungen entstehen, die sehr gefährlich und bösartig werden können. Auch Hörapparate größeren Stils sind auf dem Markt erschienen, deren Wert bei genauer Prüfung durch Fachmänner sich als höchst zweifelhaft erwiesen hat, indem sie keine wesentlich bessere Hörvermittlung schafften als die Hörrohre solider Firmen. So wurden sogenannte Akustikapparate in den Handel gebracht, welche auf dem Prinzip des Mikrophons und Telephons beruhen. Derartige Apparate bestehen aus einer isolierten Sprechvorrichtung, die durch Kupferdraht mit einer elektrischen Taschenbatterie verbunden ist; von der Sprechvorrichtung geht die Leitung zu den Hörballons, die innen eine Membran haben, deren Schwingungen dem Hörer mitgeteilt werden. Die verschiedensten Versuche haben in keiner Weise den Erwartungen und Versprechungen entsprochen: Tatsache ist, daß sie den Schall zu verstärken vermögen und auch Gespräche zuhelfen, die nicht direkt in die Sprechvorrichtung gesprochen werden, aber sie verstärken auch alle Nebengeräusche, welche den Schwerhörigen derartig verwirren können, daß er ihn nicht selten wieder ausgibt.

Bei den sogenannten „Dentaphonen“ und „Audiophonen“ handelt es sich um Apparate, bei welchen mit Hilfe der Knochenleitung die Schallwellen auf das Labyrinth übertragen werden sollen, indem der Schwerhörige eine Platte aus Hartgummi oder Holz zwischen die Zähne nimmt oder an die Kinnlade lehnt, während gegen diese gesprochen wird. Der Gedanke, statt der Luftleitung der Knochenleitung sich zu bedienen bei Hörversuchen, ist alt; benutzte man doch auch Stimmgabeln, um die Hörfähigkeit für verschiedene Töne zu bestimmen, und bedient sich der Knochenleitung. Es ist aber doch ein großer Unterschied, ob man bloß Schallwirkungen erzeugen will, die hier nicht ausgeschlossen sind, oder zur Ton- und Lautwahrnehmung der Schwerhörigen bringen will. In letzter Beziehung sind alle Versuche selbst bei Schwerhörigen mit Totalgehör, ja sogar mit Wortgehör ohne Erfolg geblieben.

Es ist also bei der Anschaffung eines Gehörapparates immer besondere Vorsicht geboten. Kaum auf einem anderen Gebiete wird so viel schwindelhafte und gewissenlose Reklame getrieben als wie mit den sogenannten gehörverbessernden Apparaten. Wer sich einen solchen Apparat anschaffen will, lasse sich immer vorher von einem Ohrenarzt beraten; nur so kann er einer unnützen Geldausgabe und schwindelhaften Ueberverteilung entgehen. Das wichtigste Hilfsmittel im sprachlichen Verkehr bleibt für den Schwerhörigen und Erlaubtes das Ablesen des Gesprochenen vom Gesicht, wie es jetzt an vielen Orten in systematischem Unterricht von besonders hierfür ausgebildeten Lehrern gelehrt wird. So wesentliche Fortschritte die Ohrenheilkunde in den letzten Jahrzehnten gemacht hat, in zahlreichen Fällen von Schwerhörigkeit ist sie doch machtlos und deren Folgen können dann nur durch die genannte Methode und nur in bestimmten Fällen durch einen Apparat, deren zuverlässigster und billigster ein gutes Hörrohr deutschen Fabrikates ist, gemildert werden.

Dr. Sch.

Hoppel - Poppel.

Von Hans Klabauiermann.

Allmählich werden die alten Briefmarken ausgemerzt. Die bessere Dame mit der Krone auf dem aufgelösten Blondhaar und den beiden messingenen Rasierbecken auf der Brust muß anderen bildlichen Darstellungen weichen. Uebrigens ist das Porträt Henning Porten wenig ähnlich. Auf der neuen 100-Pfennig-Marke setzen wir drei Männer bei interessanter Arbeit. Der eine wird von Leibschmerzen gequält und handelt dementsprechend. Dennoch kann man die Marke getrost jungen Mädchen in die Hand geben. Mit Rücksicht auf das Schamgefühl ist der Druck verschwommen gehalten. Der zweite ist ein Reger, damit beschäftigt, einen Geldschrank zu 'naden, und der dritte sucht mit einer Hacke herum. Un'en sieht „Deutsches Reich“. Voll Spannung erwarten wir den Anblick, wo die Hacke ins Deutsche Reich tracht. Die Null von der 100 hat er schon angebusst. Dies alles auf dem beschränkten Raum einer Briefmarke. Es ist wuchtig und eindrucksvoll. Wenn das als Genuß noch nicht genügt, darf auch, je nach der Parteieichtung, den jeweilig Sinn hineinlegen. Der Künstler ist neutral verfahren. Jeder zu bemängelnde Zustand findet in dem Bild sein treffendes Symbol. Die erwähnte Null, die ihren Knacks weg hat, zeigt, wie der Arbeiter die Nullen aus der Regierung und dem Etat entfernt, oder sie beweist, daß 100 Pfennig bald nur noch 10 wert sind. Natürlich sind die Juden oder die Sozialdemokratie daran schuld. Auffallenderweise schwingt der Reger den Hammer mit der linken Hand. Daraus ergeben sich viele geistvolle Kombinationen. Daß der Kurs nach links geht und wohin das führt usw. Selbstverständlich können hier nicht alle Möglichkeiten erschöpfend behandelt werden. Nur noch ein Wort über den Mann mit den Bauchschmerzen, der der Phantasie des nachdenklichen Betrachters erhebliche Steine in den Weg legt.

Ich möchte ihn als Dukatenmännchen oder als Vorahnung auf den neuen Sparminister auffassen. Die Idee des Sparorganisations ist hervorragend. Wer wie ich zum Beispiel nie mit seinen Moneten auskommt, engagiert sich einfach solche Persönlichkeit und ist sofort seine Räte los. Sie wird zwar als Gehalt mein gesamtes Einkommen beanspruchen, aber ich lerne wenigstens die Organisation des Sparens. Für den Chef dieses Ministeriums würde sich Herr Dr. Hermes gut eignen, da er ja äußerst sparsam einzukaufen versteht. Die Zeit ist für derartige Neuerungen reif. Wir haben alle das Sparen nötig, da jeder das Geld mit vollen Händen zum Fenster herauswirft. Für Margarine, die wir früher unseren Hund anzubieten uns geschämt hätten, geben wir leichten Herzens dreißig Mark und mehr pro Pfund aus. Wir müssen organisieren, die Zeit und Arbeit rationell ausnützen. Teilweise ist die heutige Wirtschaftsauffassung bereits von der großen Linie beherrscht. Der Einbrecher soll sein Lehrgeld zurückverlangen, der sich damit begnügt, einen Sack Silberfischen zu klemmen. Das ist nichts. Am Hausvogteiplatz ist ein Herr durch drei Decken gestiegen, nachdem er die dazu nötigen baulichen Veränderungen in einer einzigen Nacht ausgeführt hatte, und hat für eine Million Waren geklaut.

Für die in letzter Zeit gern gestohlenen Gullydeckel werden sich in Deutschland auch nur wenig Liebhaber finden. Sie sind durchlöchert und dazu bestimmt, den Dreck in sich aufzunehmen und in die Kanalisation zu leiten. Für solche Dinge hat das Ausland Interesse. Der Londoner „Daily Express“ und die „Chicago Tribune“ bringen spaltenlange Berichte über die Ehescheidung des Prinzen Eitel Friedrich. Es würde sich empfehlen, die Konjunktur zu nutzen und für Zollernaffären einen Lustbarkeitszoll einzuführen.

Auch auf die Tätigkeit mancher Justiz kann dieser Zoll ausgedehnt werden. Es ist nicht zuviel verlangt, wenn die Zeitungen berappen müssen, denen sie einen fetten Happen zuwirft. Die Leser lachen sich tot, wenn sie hören, daß ein Redakteur mit 200 Mark Geldstrafe belegt wird, der zur Ermordung des Pazifisten v. Gerlach auffordert. Oder wenn sie von dem famosen Polizeipräsidenten von Budapest lesen, der sich zu helfen weiß, nachdem er die Erzberger-Mörder in Sicherheit gebracht hat. Da der Gerechtigkeit Genüge getan werden muß, läßt er schnell zwei x-beliebige Leute verhaften. Man sieht, der Mann ist auf seinem Posten.

Bei dieser Gelegenheit sei erwähnt, daß das Reichsgericht das hochherzige Anerbieten Kapps, sich den Behörden zur Verfügung zu stellen, abgelehnt hat. Wir verstehen das nicht. Seine Bedingungen waren äußerst bescheiden:

1. Freies Belegt und freie Reise erster Klasse.
 2. Im Falle der Verurteilung Amnestie und freie Rückreise.
 3. Freie Verpflegung und 1000 Mark pro Tag Aufwandsentschädigung.
 4. Schutzhaft für sämtliche Redakteure linksgerichteter Blätter für die Dauer seines Aufenthalts im geliebten Vaterland.
- Weigstens hätte man ihm freien Aufenthalt und Verpflegung erster Klasse in einem Sanatorium für Gemütskranke — geschlossenes Haus — zusichern können. Das hätte ihn gereizt.

Wie der Philosoph Deussen Ehrenmeister der Görlicher Schusterinnung wurde. Die Veranlassung zu dieser für einen Universitätsprofessor gewiß nicht alltäglichen Ehrung ist in mehr als einer Hinsicht von Interesse, sowohl als Zeichen der gegenseitigen Achtung von Wissenschaft und Handwerk, als auch als historisches Dokument dafür, wie anders häufig die Nachwelt Personen, die über das Alltägliche hinausragen, einschätzt als die Zeitgenossen. Paul Deussen erzählt in seiner Selbstbiographie (Mein Leben. F. A. Brodhaus. 1922), wie er im Jahre 1897, als sich die Schusterinnungen Deutschlands zusammengetan hatten, um ihrem Handwerksgenossen Jakob Böhme in Görlich ein Denkmal zu errichten, aufgefordert wurde, über diesen Meister einen Vortrag zu halten. Unter reicher Beteiligung der Handwerker sprach er am 8. Mai in Kiel über Leben und Bedeutung Böhmes. In seiner Rede, die auch im Druck erschienen ist, zeichnete er in lebendiger Weise ein Bild des „Philosophus Teutonicus“, der ungefähr 100 Jahre nach Luther lebte (geb. 1575, gest. zu Görlich 1624), zu einer Zeit, da die lutherische Reform bereits im Buchstabenglauben erstarrt war. „Böhme“, sagt Deussen, „wäre ein Mann gewesen, die Versöhnung von Glaube und Wissenschaft herbeizuführen. Die Ungunst äußerer und innerer Verhältnisse hemmte ihn allzu sehr, und so verzehrte sich sein Leben im Kampf mit der Orthodoxie.“ Im Jahre 1624 beschied der Rat auf Betreiben der Geistlichkeit den Leher vor Gericht und entschied in dem noch erhaltenen denkwürdigen Protokoll, daß „der Schuster und verirrte Enthusiast oder Phantast verwirrt werde, seinen Stab ferner zu sehen“. Der Hauptpastor gab seiner Freude darüber poetischen Ausdruck in einem lateinischen Gedicht, dessen Anfang in Uebersetzung lautet:

„Endlich treibt dich die Stadt Görlich, o Schuster, von dannen,
Dorthin wandre jetzt, wo man zu schämen dich weiß!“

Als Böhme starb, wurde ihm ein kirchliches Begräbnis verweigert, und der Geistliche, der sich auf Befehl des Landvogts doch dazu bequemen mußte, hielt ihm eine Leichenrede über die Worte: „Es ist den Menschen gesetzt, einmal zu sterben, darnach aber das Gericht.“ Das Kreuz auf seinem Grab wurde vom Pöbel zerstört. Heute bezeichnet ein Porphyrblock seine Begräbnisstätte in Görlich, dessen Kirchhof auch die letzte Ruhestätte der von Goethe geliebten Minna Herzlieb ist. Die Schusterinnungen, die ihrem Handwerksgenossen zu Görlich ein Standbild errichteten, ernannten Deussen zum Ehrenmeister der Görlicher Schusterinnung, um ihm für das größere Denkmal zu danken, das er Jakob Böhme durch seine Rede errichtet hat.

Die Landgewinnung an der schleswighischen Küste. Die letzten Sturmseebeurungen an den Inseln, die der Westküste Schleswig-Holsteins vorgelagert sind, haben die Aufmerksamkeit auf jenen Küstenstrich gelenkt, an dem die zerstörenden Kräfte des Meeres ständig gegen die Abwehr des Menschen kämpfen, an anderen Stellen aber die Meereswogen selbst Neuland heranspülen. Der Tübinger Gelehrte Dr. Otto Sessen hat sich mit diesen Verhältnissen ausgiebig beschäftigt und in „Pettermanns Mitteilungen“ darüber berichtet.

Es gibt Stellen, an denen Landgewinnung und Landbefestigung von vorzüglichem Erfolge begleitet war. Ein Beispiel ist die Hamburger Hallig bei Hulum. Diese Hallig wurde durch einen Damm mit dem Festlande verbunden, der schon 1875 fertig war. Infolge der Wasserstaunung trat alsbald an beiden Seiten des Dammes eine Aufhöhung des Watts ein, die durch menschliche Arbeit vom Festlande her unterstützt wurde. In kurzer Zeit war der Damm von Grünlandstreifen umsäumt, die sich mehr und mehr verbreiteten. Die grüne Brücke ist nun so stark, daß das gewonnene Land dem Damm Schutz bietet und dieser nicht mehr künstlich gesichert zu werden braucht.

Auch an anderen Stellen sind die Aussichten, daß man dem Meere den Platz anweisen könne, wo es Sand, Schlack, Schlamm aller Art niederzuschlage, recht günstig. Schlimm sieht es dagegen fast überall in den Halligen aus. Die Insel Nordstrand wird fast an allen Seiten vom Meere ständig abgerodert, ebenso Südfall. Pellworm ist rings von hohen Deichen umgeben, die am Fuß durch Steindecken gesichert sind. Die beiden Halligen Gröde und Appelrand sind vor hundert Jahren ohne menschliches Zutun zusammengewachsen; infolge von Schubarbeiten ist auch die offengebliebene Wattenbucht dann allmählich verlandet. Stellenweise finden sich Küstenstreifen, an denen Perioden von Zuwachs und Abbruch miteinander abwechseln.

Die nördlichen Inseln Amrum, Föhr, Sylt usw. liegen größtenteils im Abbruch. Sylt sollte schon vor dem Kriege durch einen Damm mit dem Festlande verbunden werden; nur der leidige Kostenpunkt hindert die Ausführung. Die Insel Jordsand hat seit vierhundert Jahren beständig abgenommen und dürfte nun in einigen Jahrzehnten ganz verschwinden! Sie ist unbewohnt, dient nur der Viehweide und dem Vogelschutz.

Im ganzen liegen die Verhältnisse so, daß von der ganzen Westküste Schleswig-Holsteins in Länge von 286 Kilometern etwa 134 Kilometer in Anwachs liegen, während 153 Kilometer unter Abspülung zu leiden haben. Dank der erhöhten Mit Hilfe des Menschen dürfte dem Volumen nach, der Landgewinn den Verlust doch etwas übersteigen. Wo die freiwillige Anspülung durch das Meer durch großzügige Arbeiten des Menschen sachkundig unterstützt wird, treten sogar bedeutende Anlandungen ein.

Die Drehung des Andromedanebels. Von den Himmelsgebilden, die schon mit einem mitteren Fernstecher gut wahrnehmbar sind, ist der Andromedanebel wohl der berühmteste. Schon deshalb, weil er nach Ansicht mehrerer Astronomen ein fernes, daher im ganzen überschaubares Abbild und Gegenstück unseres eigenen Sonnen- und Fixsternsystems sein soll, eine Fixsternwelt, die weit draußen in einem samem Glanz ihres Seins Notwendigkeiten vollführt. Um so merkwürdiger daher, daß dieser Nebel spiralförmig gebaut ist, woraus sich der zwingende Rückschluß ergibt, seine einzelnen Sterne seien in steter Bewegung und Verschiebung zu einander. Sonst könnte nicht ihre schraubige Anordnung entstehen, die gewissermaßen die Funktionsform der ihnen innewohnenden Kräfte darstellt.

Diese Bewegung des Andromedanebels wurde nun neuerdings von dem berühmten Mount-Wilson-Observatorium in Nordamerika durch den Astronomen F. O. Pease nachgemessen und mit einer jeden Zweifel ausschließenden Sicherheit festgestellt.

Es gibt dafür eine überaus geistreiche Methode, die letzten Endes auf der sehr einfachen Erfahrung beruht, daß der Pfiff einer auf uns zuzuhenden Lokomotive immer heller klingt, je mehr sie sich nähert. Genau so ändert das Spektrum eines Sternes seine Farben in dem Maße, als er sich entfernt oder näher kommt. Man kann dadurch Geschwindigkeitsmessungen im Himmelsraum von sehr großer Genauigkeit ausführen, einfach nach den Farbänderungen der Sterne. Auf diese Weise wurde nun festgestellt, daß sich der Andromedanebel mit einer Schnelligkeit von 116 Kilometer in der Sekunde unserem Standpunkt nähert. Das gilt aber nur für das ganze Gebilde; seine einzelnen Teile haben verschiedene Geschwindigkeiten. Daraus folgt, daß es Bewegungen innerhalb des Nebels gibt. Da sich aber auch eine Achse feststellen ließ, entlang der die gleiche Geschwindigkeit herrscht, so sieht man daraus, daß offenbar das Ganze in einer schraubigen Drehung begriffen sei, wie es nach dem Gesetz der Funktionsformen — das hiermit wieder eine hübsche Bestätigung erfahren hat — aus der Gestalt des Nebels zu erwarten war.

Gelegentlich dieser Forschungen hat sich auch herausgestellt, daß die chemische Zusammensetzung des Andromedanebels sich von der des irdischen Sonnensystems in nichts unterscheidet.

So weit reichen die neuerkannten Tatsachen. Man wird nicht leugnen können, daß durch sie die Aussicht Stützen gewonnen hat, daß diese fernen Inseln im unermesslichen Ozean des Welttraumes Gegenstücke unserer Fixsternwelt sein mögen. Befreundet man sich mit diesem Gedanken, dann muß man allerdings auch die Möglichkeit zugeben, daß auch die Fixsterne von einer spiralförmigen Bewegung erfaßt sind und hat dann Verständnis für mancherlei neue Entdeckungen auf diesem Gebiet. Jedenfalls bedeuten die besprochenen Forschungen wieder einen Schritt auf dem Wege, uns über das Wesen der uns umgebenden Welt Klarheit zu verschaffen. R. F. R.

Naturwissenschaft

Sonnensucht. Die Nacht der Sonne fängt wieder im Kreislauf des Jahres an zu wachsen, und wir Menschen, die wir ja auch nach einem Wort Hauptmanns „ausgeschlehte Kinder der Sonne“ sind, die „heimverlangen nach der Mutter“, erfreuen uns der wärmenden Blicke, die sie uns spendet und wenden uns ihr sehnsüchtig zu. Was der Mensch bewußt tut, das tun die anderen Lebewesen instinktiv. Ueberall in der Natur herrscht die „Sonnensucht“, wie in einem Aufsatz von „Reclams Universum“ hervorgehoben wird. Am bekanntesten ist der sogenannte „Heliotropismus der Pflanzen“. Stellt man Blumenstöcke an ein Fenster, so wenden sich in einigen Tagen die Triebe dem Licht zu; dreht man die Töpfe um, so krümmen sich die Stengel abermals, bis die Wachstumssachsen mit der Richtung der einfallenden Lichtstrahlen zusammenfallen. Daß nicht die Wärmestrahlung der Sonne diese Erscheinung hervorruft, ist dadurch zu beweisen, daß man die Strahlengattungen des Sonnenlichtes nacheinander durch verschieden gefärbte Gläser zurückhält. Die roten Wärmestrahlen erweisen sich bei diesem Versuch ohne Wirkung, die violetten Strahlen rufen aber die Drehung gegen das Licht hervor. Gemisse am Meeresgrund lebende Würmer verhalten sich in dieser Hinsicht wie die Pflanzen. Sie wohnen in langen Röhren, deren unteres Ende am Boden feststeht, während am oberen Ende das Tier mit dem Kopf hervorragt. Dieses Kopfende ist lichtempfindlich, und treffen von der Seite her Lichtstrahlen darauf, so dreht das Tier durch seine Muskelstätigkeit die Röhre dem Licht zu. Bei einigen Arten dieser Röhrenwürmer sprengen sogar die Tiere ihre Hülle und steigen sonnensüchtig aus der Meerestiefe in höhere Schichten empor, um dem Licht näher zu sein. Der stärksten Sonnensucht aber begegnet man bei den Insekten. Die Raupe des Schmetterlings *Portheia* wird im Frühjahr, offenbar durch die Wärme an geregt, sonnensüchtig und kriecht aus ihrem Winterversteck heraus. Der Drang der Sonne treibt sie fort vom Boden, aufwärts die Baumstämme entlang bis zur äußersten Astspitze. Dort findet sie ihr Futter, die jungen Blätter. Ist das Tier gesättigt, so erlischt die Sonnensucht. Gerät die Raupe aber an einen kahlen Zweig, so ist die Sonnensucht stärker als der Nahrungstrieb. Von der magischen Wirkung des Lichtes unwiderstehlich angezogen, verharrt sie unbeweglich am äußersten Zweigende; die Sonne hält sie fest, so daß sie sich nicht umwenden kann, um an anderem Ort Futter zu suchen, und so verhungert diese Sonnenerhrerin mitten in dem sie umgebenden Grün.